

Unverkäufliche Leseprobe



Paul Veyne
Als unsere Welt christlich wurde
Aufstieg einer Sekte zur Weltmacht

Aus dem Französischen von Matthias Grässlin
223 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-60128-6

I. EIN RETTER DER MENSCHHEIT: KONSTANTIN

Im Jahr 312 war das riesige Römische Reich Schauplatz eines der entscheidenden Ereignisse der abendländischen Geschichte, ja der Weltgeschichte. Das 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatte für die christliche Kirche schlecht begonnen: Von 303 bis 311 war sie einer der schlimmsten Verfolgungen ihrer Geschichte mit Tausenden von Toten ausgesetzt, die erst Galerius, einer der vier Mitkaiser, die sich die Reichsregierung teilten, 311 beendete. In seinem Toleranzedikt erkannte er widerwillig die Nutzlosigkeit der Verfolgungen an, waren doch viele Christen, die ihren Glauben verleugnet hatten, um ihr Leben zu retten, trotzdem nicht zum Heidentum zurückgekehrt. Dadurch war eine Situation entstanden, die einem Herrscher in der damaligen Epoche durchaus Grund zur Sorge geben musste: Im religiösen Gewebe der Gesellschaft waren Risse entstanden.

Im darauffolgenden Jahr (312) passierte etwas völlig Unvorhersehbares: Ein anderer der vier Kaiser, Konstantin, der Held dieser großen Geschichte, bekehrte sich am Vorabend der Schlacht an der Milvischen Brücke im Anschluss an einen Traum («In diesem Zeichen wirst du siegen») zum Christentum. Man geht davon aus, dass damals erst fünf bis zehn Prozent der vielleicht siebzig Millionen Einwohner des Reiches Christen waren.¹ «Wir sollten niemals vergessen», schreibt J. B. Bury,² «dass Konstantins religiöse Revolution von 312 vielleicht die wagemutigste Tat war, die jemals ein Autokrat vollbrachte, insofern sie das verneinte und missachtete, was die große Mehrheit seiner Untertanen dachte.»

Banalität des Außergewöhnlichen

Achtzig Jahre später, auf einem anderen Schlachtfeld und an einem anderen Fluss, war es dann, wie wir noch sehen werden, das Heidentum, das verboten wurde und sich eingestehen musste, dass es unterlegen war, ohne verfolgt worden zu sein. Denn die Kirche, die nun keine Repressionen mehr befürchten musste, wie sie in den drei Jahrhunderten zuvor immer wieder vorgekommen waren, wurde das ganze 4. Jahrhundert hindurch von fast allen Kaisern, die Christen geworden waren, in jeder Art und Weise unterstützt. Dies hatte zur Folge, dass das Reich im 6. Jahrhundert fast nur noch von Christen bevölkert war und es in unseren Tagen anderthalb Milliarden Christen auf der Welt gibt. Richtig ist allerdings auch, dass im Laufe des 7. Jahrhunderts die Hälfte der christlichen Gebiete, die zum Römischen Reich gehört hatten, offensichtlich ohne Schwierigkeiten islamisch wurden.

Was für ein Mensch war dieser Konstantin, der eine so entscheidende Rolle spielte? Ich meine, er war weder ein eiskalter Zyniker noch ein Anhänger des Aberglaubens, obgleich er noch bis vor Kurzem für beides gehalten wurde. Er war vielmehr ein Mann, der eine große Vision hatte: Durch seine Bekehrung wollte er an Ereignissen teilnehmen, die er als übernatürliches Heldengedicht ansah, er wollte das Geschehen bestimmen und so das Seelenheil der Menschheit sichern; er fühlte, dass dabei seine Regierungszeit eine Schlüsselstellung einnahm, in der ihm selbst eine überragende Rolle zufallen sollte. Kaum hatte er sich als Herrscher im römischen Westen durchgesetzt (damals dürfte er 35 Jahre alt gewesen sein), schrieb er im Jahr 314 an die Bischöfe, «seine teuersten Brüder», «die ewige und unvorstellbar heilige Frömmigkeit unseres Gottes (lasse) es nicht zu, das Menschengeschlecht weiterhin in Dunkelheit umherirren zu sehen».³

Konstantin war aufrichtig, aber das sagt wenig aus, in seinem Fall muss man auf Außergewöhnliches gefasst sein. Die Historiker tun sich beim Umgang mit Ausnahmen schwerer als mit der soliden Methode der «Einordnung in eine Serie»; außerdem haben sie dieses wache Gespür für Alltäglichkeit, für Normalität, das so vielen Intellektuellen

fehlt, die in der Politik auf Wunder hoffen oder aber «ihre Zeit aus geschichtlicher Ignoranz verleumden» (Flaubert). Konstantin sah sich durch göttliches Dekret dazu auserwählt und bestimmt, eine Schicksalsrolle in der Jahrtausende umspannenden Heilsökonomie zu spielen; er hat es selbst gesagt und es in einem authentischen Text geschrieben, den wir noch zitieren werden, einem Text freilich, der so vermessen ist, dass die meisten Historiker ihn ratlos beiseitelegen und mit Schweigen bedecken.

Diese Vermessenheit ist aber alles andere als unplausibel, auch sie lässt sich in eine Serie einordnen. Es kommt vor, dass ein Potentat, ein Denker, ein religiöser oder politischer Führer sich berufen glaubt, die Menschheit zu retten oder den Lauf der Welt zu revolutionieren; es wäre ein grober Irrtum, dessen jeweilige Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen. Im Falle Konstantins erscheint Aufrichtigkeit umso wahrscheinlicher, als die Herrscherrolle von den römischen Cäsaren bisweilen viel freier interpretiert wurde als von unseren Königen: In diesen fernen Zeiten war die Fantasie an die Macht gelangt – sie saß nicht unter den Studenten, sondern auf einem Herrscherthron. Konstantin war ein Herrscher voller Fantasie, sogar mit Zügen von Größenwahn, gleichzeitig aber auch ein Mann der Tat, voller Klugheit und Energie.⁴ So hat er seine Ziele am Ende erreicht: Der römische Thron wurde christlich, die Kirche wurde eine Macht. Ohne Konstantin wäre das Christentum eine avantgardistische Sekte geblieben.

Kurzer Abriss der Ereignisse

Beginnen wir zunächst mit dem Bericht der Ereignisse: Die Bekehrung Konstantins war eine Episode in einem jener monotonen Machtkämpfe zwischen Generälen, die sich einzig um die Besetzung des Thrones drehten und in der römischen Kaiserzeit weite Strecken der politischen Geschichte bestimmten. Am Beginn des 4. Jahrhunderts war das Römische Reich zwischen vier Kaisern aufgeteilt, die eigentlich in brüderlicher Eintracht regieren sollten: Zwei von ihnen verwalteten den reichen römischen Osten (Griechenland, Türkei, Syrien, Ägypten und

andere Orte), während der riesige Westen (darunter auch das Donau-
gebiet und der Maghreb) zwischen einem gewissen Licinius, den wir
gleich näher kennenlernen werden, und eben unserem Konstantin auf-
geteilt war, der über Gallien, England und Spanien regierte.

Normalerweise hätte Konstantin auch über Italien herrschen sollen,
aber ein fünfter Prätendent, Maxentius, hatte sich als Usurpator in
das Spiel eingeschlichen und Italien und Rom unter seine Kontrolle
gebracht. Um Konstantin ins rechte Licht zu setzen, behaupteten die
Christen später fälschlich, Maxentius habe weiterhin Christen ver-
folgt. Jedenfalls begann Konstantin einen Krieg gegen Maxentius, um
ihm Italien zu entreißen, und im Laufe dieses Feldzugs bekehrte er
sich: Um siegreich zu sein, setzte er sein Vertrauen in den Gott der
Christen. Diese Bekehrung mündete in jenen Traum, den er in der
Nacht vor der Entscheidungsschlacht hatte. Der Christengott ver-
sprach ihm darin den Sieg, wenn er seine neue Religion öffentlich
bekunde.

In der Tat: Am nächsten Morgen, dem legendären 28. Oktober 312,
gewährte ihm Gott in den Vorstädten Roms, die sich den Tiber entlang
erstreckten, den berühmten Sieg an der Milvischen Brücke. Maxentius
wurde von den Truppen Konstantins vernichtend geschlagen und getö-
tet, und zwar von jenen Truppen, welche die persönliche Religion ihres
Oberbefehlshabers, dessen Instrument sie bildeten, demonstrativ zur
Schau stellten:⁵ Ihre Schilder⁶ waren mit einem ganz neuen Zeichen⁷
versehen, das dem Kaiser am Vorabend der Schlacht im Traum offen-
bart worden war⁸ und welches dieser selbst auf seinem Helm trug;⁹ es
war jenes Zeichen, das fortan Christus-Monogramm oder Chrismon
heißten sollte, geformt aus den beiden ersten Buchstaben des Christus-
namens, den griechischen Buchstaben X und P (gesprochen «Chi» und
«Rho»), die übereinandergelegt und gekreuzt waren.

Am darauffolgenden Tag zog Konstantin an der Spitze seiner Truppen
auf der Via Lata, dem heutigen Corso, feierlich in Rom ein. Es ist dieses
Datum des 29. Oktober 312 (und nicht das angebliche «Edikt von Mai-
land» von 313), das man als Grenzscheide zwischen heidnischer An-

tike und christlicher Epoche ansehen kann.¹⁰ Irren wir uns nicht: Die historische Rolle Konstantins wird nicht darin bestehen, die Verfolgungen beendet zu haben (diese hatten schon zwei Jahre zuvor aufgehört, das Christentum war seitdem legal und mit dem Heidentum gleichgestellt); sein Verdienst sollte es vielmehr sein, aus dem Glauben, zu dem er sich bekehrt hatte, eine gegenüber dem Heidentum in jeder Hinsicht bevorzugte Religion gemacht zu haben.

Konstantins Religionspolitik im Überblick

Im darauffolgenden Jahr (313) besiegte Licinius – der zwar Heide geblieben, jedoch kein Christenverfolger war – den Mitkaiser Maximinus Daia, der über den Osten des Reiches regiert und die Christen weiterhin verfolgt hatte. Auch Licinius hatte einen Traum: Am Vorabend der Schlacht hatte ihm ein «Engel» den Sieg versprochen, wenn er sein Gebet an einen gewissen «höchsten Gott» richte, worauf er diesen höchsten Gott durch seine Armee anbeten ließ.¹¹ Er trug den Sieg davon, wurde Beherrscher des griechisch-römischen Ostens, veröffentlichte anschließend ein Toleranzedikt und befreite so die orientalischen Christen vom Druck der Verfolgung. Die beiden verbliebenen Augusti, die fortan gemeinsam das unteilbare Reich regierten, hatten sich in Mailand darauf verständigt, ihre heidnischen und christlichen Untertanen gleichberechtigt zu behandeln. Dies war ein Kompromiss, ein Zugeständnis, das allen Prinzipien widersprach; in einer Epoche, die fortan Friedenszeit (*pro quiete temporis*) sein wollte, wäre jede andere Lösung jedoch undenkbar gewesen.¹²

Nach dem Sieg an der Milvischen Brücke konnten die Heiden erwarten, dass Konstantin den Gott, der ihm den Sieg gewährt hatte, wie seine kaiserlichen Vorgänger behandeln würde: Augustus hatte nach seinem Sieg über Antonius und Kleopatra bei Actium seine Dankeschuld bei Apollo bekanntlich dadurch abbezahlt, dass er dem Gott einen lokalen Tempel mit dazugehörigem Kult stiftete. Entsprechend wies das Chrismon-Zeichen auf den Schildern von Konstantins Armee darauf hin, dass der Sieg dem Christengott verdankt wurde. Die Gleich-

setzung übersieht aber, dass die Beziehung des christlichen Gottes mit seinen Geschöpfen dauerhaft, leidenschaftlich, von Gegenseitigkeit geprägt und höchst innig war; die Beziehungen des Menschengeschlechts zu den heidnischen Göttern, die vor allem für sich lebten, waren hingegen eher diplomatischer Natur,¹³ das heißt an Verträge gebunden und anlassbezogen. Apollo hatte gegenüber Augustus, der sich an ihn gewandt hatte, nicht die Initiative ergriffen und gesagt, er solle unter seinem Zeichen siegen.

Die christliche Gottesbeziehung und das Verhältnis der Heiden zu ihren Göttern trennten Welten. Ein Heide war zufrieden mit seinen Göttern, wenn sie seine Gebete und Gelübde erhörten und ihm Hilfe gewährten; ein Christ hingegen war eher darum bemüht, dass sein Gott mit ihm zufrieden war. Augustus verstand sich also nicht als Diener Apollos, sondern hatte sich vielmehr mit einer Bitte an ihn gewandt, und auch seine heidnischen Nachfolger auf dem Kaiserthron sollten sich Jahrhunderte später keineswegs als Diener des Unbesiegtens Sonnengottes (*Sol invictus*), ihres Beschützers und himmlischen Urbildes, ansehen. Konstantin jedoch sollte nach 312 ein Vierteljahrhundert lang nicht aufhören zu wiederholen, dass er selbst nur Knecht Christi sei, der ihn in seinen Dienst genommen habe und ihm stets den Sieg gewähre.

Ja, es waren durchaus die Initialen des Christus-Namens, die Konstantin im Traum gesehen hatte. Die Wortbotschaft, die sein Mitkaiser Licinius im Traum erhalten hatte, kam dagegen nur von jenem «höchsten Gott» eines anonymen Allerwelts-Montheismus, auf den sich notfalls alle aufgeklärten Geister der Epoche als kleinsten gemeinsamen Nenner einigen konnten. Mit dem Triumph von 312 hatte der religiöse «Diskurs» der Macht eine grundlegend andere Struktur bekommen. Konstantin beabsichtigte jedenfalls nicht, seinen Untertanen den neuen Glauben mit Gewalt aufzuzwingen, und auch seine Nachfolger sollten dies nicht tun. Noch weniger war das Christentum in seinen Augen eine «Ideologie», die den Völkern zu politischen Zwecken einzuimpfen war. Wir kommen noch auf diese scheinbar tiefgründige Erklärung zu sprechen, die vielen von uns spontan in den Sinn kommt.

Ein Jahrzehnt später, im Jahr 324, gewann die christliche Religion auf einen Schlag weltweite Bedeutung, und Konstantin erreichte seine volle historische Größe: Er hatte im Osten den Mitkaiser Licinius – inzwischen ebenfalls verschrien als Christenverfolger – geschlagen, die Einheit zu seinen Gunsten wiederhergestellt und die beiden Reichshälften unter seinem christlichen Zepter zusammengeführt. Die Zukunft des Christentums lag fortan in diesem riesigen Römischen Reich, das Mittelpunkt der Welt war und in den Augen seiner Bewohner mit der Zivilisation schlechthin zusammenfiel. Es war jenes Gebilde entstanden, das nun für Jahrhunderte christliches Reich, ja Christenheit genannt werden sollte. Um seine neuen Untertanen zu beruhigen, beilegte sich Konstantin zu versichern, dass die Heiden im Osten in gleicher Weise wie die Christen behandelt würden, wobei die Formulierungen des Toleranzedikts von 312 jetzt umgekehrt wurden: Es wurde den Reichsbewohnern garantiert, dass sie törichte Heiden bleiben und «die Tempel ihrer Lüge, wenn sie es wünschen, behalten könnten»,¹⁴ die demnach nicht zerstört werden durften. Das Rad der Zeit hatte sich weitergedreht: Im Jahr 312 war das Christentum die tolerierte Religion, im Jahr 324 aber geriet das Heidentum in diese Position.¹⁵

Schon im ersten Jahr nach seinem Triumph von 312 hatte Konstantin die Grundsätze seiner Religionspolitik deutlich gemacht, die sich nicht mehr ändern sollten; die Einzelheiten sind Gegenstand dieses kleinen Buches. 1) In dem von Konstantin beherrschten Reichsteil, der vom Verfolgungsdruck befreit wurde, zielen alle, «buchstäblich alle»¹⁶ seine großen Entscheidungen im Winter 312/13 darauf, der römischen Welt den Weg in eine christliche Zukunft zu ebnen. 2) Konstantin ist jedoch zu vorsichtig und pragmatisch, um noch weiter zu gehen. Er wird als Christ der Herrscher eines Reiches sein, das zwar die Kirche einschließt, offiziell jedoch heidnisch bleibt; der Kaiser wird weder den heidnischen Kult noch die große heidnische Mehrheit verfolgen, sondern lediglich in seinen offiziellen Verlautbarungen unaufhörlich darauf hinweisen, dass das Heidentum ein verachtenswerter Aberglauben sei. 3) Vom Christentum persönlich überzeugt, wird Konstantin die Kirche gleichsam als sein imperiales Steckenpferd machtvoll för-

dern und unterstützen. Ein Kaiser war weniger als unsere Könige an dynastische Traditionen und «Grundgesetze des Königreiches» gebunden, was auch den berühmten «Cäsarenwahn» möglich machte. Doch Konstantin wird niemandem seine Religion aufzwingen. 4) Mit einer Ausnahme: Als Christ wird er das Heidentum nicht in jenen Bereichen dulden, die seine Person betreffen, zum Beispiel was den Kaiserkult angeht; ebenso wird er, aus Solidarität mit seinen Glaubensbrüdern, die Christen von der Pflicht befreien, im Rahmen ihrer öffentlichen Ämter heidnische Zeremonien auszuführen. 5) Obwohl Konstantin nichts mehr wünscht, als alle seine Untertanen zum Christentum bekehrt zu sehen, wird er sich niemals an dieser unmöglichen Aufgabe versuchen. Er wird die Heiden nicht verfolgen, an ihrer Meinungsäußerung hindern oder in ihrer Karriere benachteiligen; jeder hat die Freiheit, sich durch seinen Aberglauben in Verdammnis zu stürzen. Auch die Nachfolger Konstantins verzichten hier auf Zwang und überlassen das Bekehrungswerk der Kirche, die weniger auf Verfolgung als auf Überzeugung setzt. 6) Dringlicher als die Bekehrung der Heiden war in Konstantins Augen die Beseitigung der unheilvollen Tieropfer an falsche, dämonische Götter. Er spricht einmal über ein solches Verbot, ohne die Umsetzung tatsächlich zu wagen; erst sein frommer Sohn und Nachfolger Constantius II. wird das ausführen. 7) Schließlich wird dieser Wohltäter der Kirche und weltliche Vorkämpfer des Glaubens gegenüber «den katholischen Bischöfen, seinen teuersten Brüdern», bescheiden, aber entschieden die neue, beispiellose, selbstgeschaffene Funktion eines «Kirchenpräsidenten» wahrnehmen;¹⁷ er wird sich in kirchliche Fragen einmischen und dabei nicht gegen Heiden, wohl aber gegen schlechte Christen, Separatisten oder Häretiker mit wütender Härte vorgehen.

Eine gewinnende Toleranz

Die Heiden bekehren? Das war ein großes Programm. In Anbetracht ihres Widerstandes (*epanastasis*) nahm Konstantin Abstand davon, den Heiden die Wahrheit aufzuzwingen, und blieb trotz seiner religiösen

Präferenz tolerant. Nach den beiden großen Triumphen in den Jahren 312 und 324 war er stets darum bemüht, die heidnischen Bewohner der eroberten Provinzen zu beruhigen: «Gleichen Frieden und gleiche Ruhe wie die Gläubigen sollen die Irrenden erhalten. Keiner soll den anderen belästigen; wie sein Herz es will, soll es jeder haben, jeder halten.»¹⁸ Er wird sein Versprechen halten, der heidnische Kult sollte erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod abgeschafft werden; erst Justinian, zwei Jahrhunderte später, wird anfangen, die letzten Heiden (und auch die Juden) bekehren zu wollen.

So sah also «Konstantins Pragmatismus»¹⁹ aus, der einen großen Vorteil hatte: Indem er auf Zwangsbekehrungen verzichtete, vermied Konstantin es, das Heidentum gegen sich und die Christen aufzubringen. Die Zukunft des Christentums war damals viel weniger gefestigt, als man glaubt; im Jahr 364 hing sie, wie wir sehen werden, kurzzeitig sogar noch einmal an einem seidenen Faden. Für die heidnischen Massen war die «elitäre Religionspartei», als welche sich die christliche Sekte darstellte, kein Grund zur Beunruhigung, und auch das religiöse Steckenpferd ihres Kaisers konnte ihnen gleichgültig sein. Nur eine winzige Minderheit von gebildeten Heiden litt unter der neuen religiösen Situation.

Auch nachdem Konstantin 324 Osten und Westen unter seinem Zepter vereinigt hat und zum allmächtigen Alleinherrscher geworden ist, lässt er die Heiden und ihre Kulte in Frieden. Im selben Jahr wendet er sich mit Proklamationen zunächst an seine neuen Untertanen im Orient, dann an alle Reichsbewohner.²⁰ Beide Erklärungen, verfasst in einem eher persönlichen als amtlichen Stil, verraten die Handschrift eines überzeugten Christen. In seinen Worten stuft Konstantin das Heidentum als minderwertig ein, das Christentum wird als die einzige gute Religion verkündet, was mit entsprechenden Beweisen ergänzt wird (die Siege des Herrschers sind ein Beweis des wahren Gottes). Doch der Kaiser betont, dass keine Maßnahmen gegen das Heidentum geplant seien: Konstantin wird nicht selbst zum Verfolger werden, das Reich soll Frieden genießen. Mehr noch, ausdrücklich wird es jedermann untersagt, mit seinem Nachbarn religiösen Streit vom Zaun zu brechen; die öffentliche Ruhe ist erste Bürgerpflicht. Dies zielte ohne

Zweifel auf allzu fanatische Christen, die zu Angriffen auf die Kulte und Tempel der Heiden bereit waren.

Die Rolle des römischen Kaisers war von einer Mehrdeutigkeit, über der man wahnsinnig werden konnte. (Tiberius, der als Erster Augustus, dem Begründer der Kaiserherrschaft, nachfolgte, war darüber auch tatsächlich wahnsinnig geworden). Ein Cäsar musste vier Ausdrucksmittel beherrschen: die Sprache eines Vorgesetzten, dessen zivile Gewalt militärischer Natur ist und der Befehle erteilt; die Sprache eines höheren Wesens (aber ohne ein lebender Gott zu sein!), dem ein Personenkult entgegengebracht wird; die Sprache des Senats, in dem er *primus inter pares* war, erster Vorsitzender jenes großen Reichsrates, dessen Mitglieder gleichwohl stets um ihren Kopf bangten; die Sprache des ersten Staatsbeamten des Reiches, der mit seinen Mitbürgern kommuniziert und sich vor ihnen rechtfertigt. Letztere Sprache hat Konstantin denn auch in seinen Verordnungen und Bekanntmachungen von 324 gewählt, doch ergänzt um eine fünfte Sprache, diejenige eines überzeugten christlichen Herrschers und Glaubensverkünders, der im Heidentum einen «verderblichen Aberglauben», im Christentum aber das «hochheilige (göttliche) Gesetz» sieht.²¹

Gleichwohl hat Konstantin sein religiöses Friedens- und Toleranzversprechen gehalten. Der Bürgerfriede sollte durch keinerlei Verfolgung untergraben werden; allenfalls kam es gelegentlich zu Streitigkeiten unter den Christen selbst. Der Kaiser zwingt niemandem die Bekehrung auf,²² beruft Heiden in die höchsten Staatsämter,²³ verzichtet auf jede Gesetzgebung gegen heidnische Kulte (auch nicht nach den Siegen von 324, obwohl das manchmal behauptet wird)²⁴ und erlaubt dem Senat, die Priester und öffentlichen Kulte des römischen Staates beizubehalten, welche denn auch unbeeindruckt weitermachen wie zuvor und dies bis zum Ende des Jahrhunderts so halten werden.

Ist Toleranz das richtige Wort? Wir wollen hier begrifflich unterscheiden, selbst wenn das oberlehrerhaft wirken sollte. Man kann tolerant sein, weil man Agnostiker ist oder weil man glaubt, dass stets mehrere Zugangswege zu einer im Prinzip spröden Wahrheit führen.²⁵ Man kann sich im Zuge eines Kompromisses für Toleranz entscheiden,

weil man vom Religionskrieg genug hat oder die Verfolgung fehlgeschlagen ist. Man kann, wie die Franzosen, annehmen, dass der Staat von der Religion seiner Bürger absehen sollte, oder, wie die Amerikaner, glauben, dass Staaten Konfessionen weder anerkennen noch verbieten, noch bevorzugen sollten. Konstantin selbst glaubte an den absoluten Wahrheitsanspruch des Christentums, ja fühlte sich im Prinzip sogar berechtigt und verpflichtet, diesen öffentlich durchzusetzen.²⁶ In der Praxis freilich scheute er vor diesem Schritt zurück und ließ die im Irrtum befangenen Heiden in Ruhe – im Interesse des öffentlichen Friedens, wie er schrieb. Mit anderen Worten: weil er mit starkem Widerstand konfrontiert gewesen wäre. So kam es, dass sein Reich gleichzeitig christlich und heidnisch war.

Doch Konstantin legte Wert darauf, dass in einem speziell für ihn reservierten Bereich besondere Regeln galten: Da das Christentum seine persönliche Religion war (und dann unter seinen Nachfolgern praktisch die Religion des Thrones wurde), duldete er nicht, dass es durch den heidnischen Kult befleckt wurde.²⁷ Im Jahr 315 kam der Kaiser nach Rom, um sein zehnjähriges Regierungsjubiläum zu feiern. Diese *Decennalia* waren patriotische Feiern, bei denen nach einem Jahrzehnt der allerglücklichsten Regierung durch Opferriten jene Gelübde (*vota*) eingelöst wurden, die zehn Jahre zuvor für das Herrscherheil abgelegt worden waren; gleichzeitig wurde durch andere Opfer der Wunsch nach einem weiteren Decennium glücklicher Regierung bekräftigt. Konstantin gewährte dem Volk die Lustbarkeiten eines großen Festes, verbot jedoch alle Tieropfer und «entgiftete» (wie Alföldi das nannte) dadurch die heidnischen Riten.²⁸

Betrachten wir, um die Sache abzukürzen, ein berühmtes Dokument, in dem wir ebenfalls dem heiligen Abscheu vor Opferblut und dem Versuch einer Entgiftung des Heidentums begegnen. Die Stadt Spello in Umbrien bat Konstantin um die Erlaubnis, ein großes, alljährliches Fest zu stiften, dessen offizieller Anlass der Kaiserkult sein sollte; sie ging so weit, den Bau eines Tempels zu Ehren der toten und vergöttlichten Kaiser (darunter Konstantins Vater)²⁹ vorzuschlagen. Wie bei jeder Festivität des Kaiserkultes waren dabei auch als größtes

aller Vergnügen Gladiatorenspiele geplant – eine seltene, kostspielige und rein weltliche Lustbarkeit.

Konstantin genehmigt zwar das Fest, die Gladiatoren (wegen ihrer großen Popularität hat er immer gezögert, diese Kämpfe zu verbieten), den Tempel für die Herrschersippe und den kaiserlichen Priester. Doch er untersagt dem Priester, die konstantinische Dynastie mit der Befleckung durch Opfer zu verunreinigen: Der Kaiserkult sollte ohne das Blut von Tieropfern auskommen. Da ein kaiserlicher Priester von Amts wegen direkt zum Umfeld des Kaisers selbst gehörte, nutzte Konstantin dieses persönliche Band als Gelegenheit, einen heidnischen Kult zu verbieten. Auf diese Weise untersagte er das Heidentum und begünstigte das Christentum nur in jener (allerdings weitgespannten) Sphäre, die seine Person umgibt; ebenso hat er, wie bereits erwähnt, das Christmon auf die Schilder seiner Soldaten aufmalen lassen, weil die Armee ein Instrument des Kaisers, ihres direkten Befehlshabers, darstellt.

Aus Solidarität mit seinen Glaubensgenossen trägt er dafür Sorge, ihnen (und sich selbst) den Kontakt mit dem unreinen Blut der Opfertiere zu ersparen: Die christlichen Staatsbeamten sind davon befreit, die heidnische Lustration, eine Zeremonie zur Gefahrenabwehr und Entsöhnung, die mit einem Tieropfer endete, zu vollziehen (wie es ihre Amtspflicht eigentlich verlangt hätte); das Gesetz drohte jedem, der christliche Honoratioren dazu zwang, diesen «abergläubischen» Ritus zu praktizieren, die Prügelstrafe oder eine Geldbuße an.³⁰ Diese Regelung war doppelt und dreifach von Nutzen: Die reichen Christen verloren dadurch eine willkommene Ausrede, sich den kostspieligen, städtischen Abgaben zu entziehen, und die weniger peniblen Christen waren nun angehalten, ein ihrem Glauben angemesseneres Verhalten an den Tag zu legen.

Zudem befreite Konstantin die Christen – ja sogar die Kriminellen unter ihnen – aus der Situation, gesetzlich zu sündhaften Handlungen verpflichtet zu sein. Bestimmte Delinquenten wurden per Gerichtsurteil gezwungen, als Gladiatoren zu kämpfen. Das göttliche Gesetz jedoch verlangte «Du sollst nicht töten», weshalb Gladiatoren in der Kirche auch von Anfang an nicht zugelassen worden waren. Konstan-

tin entschied, dass Christen statt zu Gladiatorenkämpfen in der Arena fortan zu Zwangsarbeit in Bergwerken und Steinbrüchen verurteilt werden sollten, «sodass die Verurteilten die Strafe für ihre Übeltaten empfinden, ohne dass Blut vergossen wird». Die Nachfolger des großen Kaisers sollten dieses Gesetz weiterhin beachten.³¹

Man darf nicht vergessen, dass die zum Tod, zur Zwangsarbeit oder zum Kampf in der Arena Verurteilten Eigentum des kaiserlichen Fiskus³² wurden und damit dem Kaiser persönlich gehörten. Auch hier folgt Konstantin dem Grundsatz, seine Religion nur im Rahmen seiner persönlichen Zuständigkeit zum Tragen zu bringen. Auf dieser Grundlage sollte dann sein Sohn Constantius II. hohen heidnischen Beamten, die fortführen, in Rom Zirkusspiele zu veranstalten, verbieten, hierfür als Gladiatoren Soldaten (die Armee war Herrschersache) oder Offiziere des Kaiserpalastes zu engagieren.³³

Konstantin hat sein pragmatisches Toleranzprinzip also weitgehend beachtet. Im Jahr 314 kam es allerdings dazu, dass er «vergaß», die feierlichen Säkularspiele (*saeculares ludi*) abzuhalten, die alle hundert Jahre mit tage- und nächtelangen heidnischen Zeremonien und Opfern das legendäre Datum der Gründung Roms feierten. Ebenso setzte er einige sehr geschickt ausgedachte Maßnahmen in die Tat um, etwa die Einführung der Sonntagsruhe, auf die wir noch näher eingehen werden. Man wird auch sehen, dass eine Rechtsverordnung, in der Konstantin die totale Abschaffung der heidnischen Opfer vorschrieb, nicht umgesetzt wurde. Der heidnische Kult sollte erst unter seinem Nachfolger spürbare Einbußen erleiden.

Das Gleichgewicht zwischen den beiden Religionen wurde von Konstantin weniger durch Angriffe auf das Heidentum als durch seine Begünstigung der Christen gestört. Er zeigte allen seinen Untertanen demonstrativ, dass ihr Herrscher ein Christ war; gleichzeitig degradierte er das Heidentum in seinen amtlichen Texten zum gemeinen Aberglauben und beschränkte die traditionelle kaiserliche Freigebigkeit auf die christliche Religion (so hat er viele Kirchen, aber keinen einzigen Tempel errichten lassen). Denn obgleich das Heidentum weiterhin eine erlaubte Religion (*religio licita*) und Konstantin, wie jeder Kaiser, dessen

höchster Priester (*Pontifex maximus*) war, trat er doch in allen Bereichen als Schutzherr über die Christen – und nur über sie – auf.

Konstantin schuf die Voraussetzungen dafür, dass die langsame, aber vollständige Christianisierung des Reiches beginnen konnte. Die Kirche wurde nun nicht einfach nur eine erlaubte Sekte, sondern begann sich im Staat selbst zu etablieren und sollte eines Tages das Heidentum als traditionelle Religion ersetzen. In den ersten drei Jahrhunderten war das Christentum eine Sekte geblieben – in jenem keineswegs abwertenden Sinn, den die deutschen Soziologen diesem Begriff gegeben haben: eine Gruppe, der sich Individuen freiwillig anschließen, ein Komplex von Glaubensvorstellungen, zu denen einige sich bekehren, im Unterschied zu einer «Kirche», zu einer Gesamtheit von Glaubensvorstellungen, in die man hineingeboren wird und die von allen geteilt werden. «Man wird Christ, aber man wird nicht als Christ geboren», schrieb Tertullian im Jahr 197.³⁴ Die systematische Erfassung und Durchdringung der Bevölkerung durch den Klerus sollte die allmähliche Verwandlung der Sekte in eine Kirche bewirken; sie wurde möglich, weil die Kaiser die Kirche unterstützten sowie steuerlich begünstigten und weil das Christentum selbst zur Religion der Regierung geworden war – einer Regierung, die das Heidentum öffentlich ächtete.

Dies geschah mit so großem Erfolg, dass ein Christ im Jahr 400 das Gefühl des baldigen Triumphes haben konnte: «Die Autorität des Glaubens verbreitet sich in der ganzen Welt.»³⁵ Aber woher erwuchs der neuen Religion ihre Macht über die Geister? Ihre geistig-moralische Überlegenheit über das Heidentum war erdrückend, wie wir gleich sehen werden. Allerdings konnte zunächst nur eine religiöse Elite dafür empfänglich sein. Und das wirft die Frage auf, wie es dazu kommen konnte, dass sich ein Kaiser höchstpersönlich zu der neuen Religion bekehrte.

In den Jahren, als Konstantin zur Welt kam, war das Christentum die «brennende Frage des Jahrhunderts»³⁶ geworden. Jeder, der eine gewisse religiöse und philosophische Sensibilität aufbrachte, setzte sich damit auseinander, und etliche Gebildete waren bereits Christen geworden. Ich werde mich also mit bangem Herzen der Aufgabe unterziehen müs-

sen, ein ungefähres Tableau des Christentums im 3. Jahrhundert zu entwerfen, wobei die ganz unterschiedlichen Motive zur Sprache kommen sollen, die einen Übertritt zum Christentum attraktiv machten. Das Motiv der Bekehrung Konstantins sei einfach, sagte mir Hélène Monsacré: Einer, der ein großer Kaiser sein wollte, benötigte einen großen Gott. Ein riesengroßer, liebender Gott, der für die Menschheit Leidenschaft aufbringen konnte, weckte stärkere Gefühle als die heidnischen Götter, die für sich selbst lebten. Und dieser Gott entfaltete einen nicht weniger riesenhaften Plan für das ewige Heil der Menschheit; er mischte sich in das Leben seiner Gläubigen ein, indem er sie auf eine strengere Moral verpflichtete.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck